

hatte es mich getroffen und eine Wunde gerissen. Und diese ist bis heute nicht geheilt, die Antwort nicht gefunden, es sei denn in all den unvollkommenen Versuchen und Anläufen meines bisherigen Lebens.

3. Fünfmal habe ich bis jetzt meinen Fuß gesetzt in das Land einer immer wieder neuen Gemeinde, als Diakon, Kaplan und als Pfarrer. Nach wie vor fehlt mir *das* Zauberwort, das meine Rolle und Aufgabe in der Gemeinde als Priester zutreffend beschriebe. Blaß und abgenutzt erscheinen mir Worte wie „Dienst“ und „Leitung“. Gefüllt sind für mich Worte und Bilder wie „Gärtner“, „Baumeister“, selbst das Fernsehwort „Moderator“ hat für mich Realitätsbezug. Bei dem Wort „Motor“ wird mir das Quentchen Überanstrengung bewußt, das ich mir aus irgendeiner unerklärlichen Unruhe heraus fast ständig zugemutet habe. Alle Worte aber lassen zu wenig jenes Zauberwort durchklingen, das mich in dem Dienst festgehalten hat. Ich glaube, es gibt so etwas wie eine Freundschaft, wie eine bräutliche Liebe zur Gemeinde, die ja ein Antlitz, eine Seele hat. Jedenfalls sehe ich einen Weg, der vom anfänglichen, zögernden Vertrautwerden, vom Umwerben und Umworbenwerden, von Faszination über Zeiten der Ernüchterung und Enttäuschung, Krise, Nörgelei hinführt bis zu der Zeit des Abschiednehmens. Den Abschied habe ich immer wieder als eine Zeit echter Trauer erlebt. Er traf mich genau an jener verwundbaren Stelle, von der schon die Rede war. So ist für mich Priestersein so etwas wie das ständige Ringen um ein „Zauberwort“, das die Menschen ins Herz trifft und sie immer wieder in ein neues Land geleitet, in der Sprache Jesu: das Reich Gottes, das ja schon anfanghaft unter uns ist.

4. „Wenn einer allein träumt, dann bleibt es nur ein Traum . . .“ Seit meiner Priesterweihe arbeite ich nicht allein, glücklicherweise, zur Zeit zum Beispiel mit zwei pastoralen Mitarbeiterinnen und mit einer großen Zahl von ehrenamtlichen Verantwortlichen (fehlt für beide nicht auch das rechte Wort, ihre Rolle zutreffend zu kennzeichnen?!). Ich für meinen Teil kann ihre Arbeit nicht anders als „priesterlich“ bezeichnen, somit keine fundamentalen Grenzen zwischen ihrer und meiner, außer denen, die die Kirche selbst –

noch? – gesetzt hat: Sakramentenspendung und Eucharistiefeier. Hingeordnet fühle ich mich auf *das Priestertum aller Gläubigen* und möchte dies zutiefst möglich machen, Schritt für Schritt. Verkennen will ich nicht, daß mich die Notwendigkeit einer echten, partnerschaftlichen Zusammenarbeit – auch über die Pfarrei hinaus – auch immer wieder aus manchen Träumen „für mich allein“ herausgerissen und auf den Boden der Wirklichkeit gestellt hat.

5. Wer von uns erfährt nicht, daß in der Wirklichkeit von heute, in der Welt voller politischer und gesellschaftlicher Konflikte, ökologischer Hiobsbotschaften, in einem Klima depressiv wirkender Berichterstattung in den Medien, in einem Seelsorgealltag, gespickt mit Terminen, Zeit und Gelegenheit zum Träumen rar wird? Ermüdung, Routine und Resignation lauern als tödliche Berufsgefahr vor der Tür. Das Lied zu verlieren, stumm zu werden vor Gott und den Menschen und nur noch leere Worte zu machen, das gehört zu den Alpträumen meines Berufes.

Ist es wieder einmal fast so weit, dann nehme ich mir den Spaten und geh' in den Pfarrgarten, um das kleine Stückchen Schöpfung zu verändern, da wo ich's noch wachsen sehen kann. Die Kirche müßte etwas von diesem Geheimnis des Gartens haben, eine Erinnerung an das Paradies und zugleich eine Vorwegnahme jener Welt Gottes, in der das Lebenswasser strömt, der Lebensraum zwölfmal im Jahr Früchte trägt und seine Blätter die Menschheit heilen (Offb 22). Und im Blick darauf wünsche ich mir, daß auch unsere schlichte und arme Pfarrkirche ihre Tore einladend geöffnet hält und so empfunden wird, wie Christine Heuser in ihrem Jerusalem-Lied singt: „In deinen Toren kann ich atmen, erwacht mein Lied.“

Franz Jantsch

„Seelsorge im Aufbruch“

Die Fragen nach unserem Selbstverständnis als Priester sind mir von Herzen zuwider. Alle Antworten, die ich höre und lese, befriedigen mich nicht. Wir sind ratlos, das ist die

Wahrheit. Das Wort Priester als solches mag ich nicht. Der alte Presbyter wird halt der Gemeindevorsteher gewesen oder geworden sein. Wer am Anfang die Messe gefeiert hat, wissen wir nicht. Pfarrer und Manager sind nicht dasselbe, aber sehr ähnlich. Man hat uns oder wir haben uns zu hoch hinaufgehoben, jetzt steigen wir herunter bzw. werden heruntergeschoben. Mein Leben als Priester brauche ich nicht zu bewältigen, das lebe ich unreflektiert wie sonst ein Familienvater oder Werkmann.

Wichtiger als Priestergemeinschaft ist mir die Gemeinschaft mit vielen Pfarrangehörigen in den Gruppen, dem Pfarrgemeinderat, den Familienrunden, der Basisgemeinde. Natürlich treffe ich mich mit ausgewählten Kollegen zu Gespräch und Anregung. Das ist sehr wichtig, aber in einer Priestergemeinschaft möchte ich nicht leben, weil ich Einzelgänger bin und an den Klostergemeinschaften sehe, was herauskommt, wenn das institutionalisiert wird.

Meine Hauptarbeit sehe ich im Gemeindegottesdienst, wo ich die meisten Gläubigen um mich habe. Messe und Predigt anregend und anziehend zu machen, erscheint mir als das wichtigste. Dann kommt die Gruppenarbeit. Hernach das, was man Individualseelsorge nennen könnte. Einzelne ruf ich zu mir, oder sie kommen selber, ich laß sie reden und bete mit ihnen. Ich versuche, die Gruppen und die einzelnen zur Öffnung des Herzens und des Mundes zu führen, was heute nicht so schwer ist wie früher, weil wir uns selber verändert haben und weil die Menschen anders sind. Was und wie ich es jetzt mache, hat mich kein Pastoralprofessor der Vergangenheit und der Gegenwart gelehrt, das habe ich woanders gelernt, und es hat sich bewährt. Es tut mir leid, daß ich es nicht früher wußte und kannte.

Die wesentliche Erkenntnis ist, daß wir alle geistlich sind, d. h. die spirituelle Dimension haben und wahrnehmen können. Die sogenannten Laien gehen leichter drauf ein als die sogenannten Geistlichen. Höchstens zu den ganz Jungen wage ich es zu sagen: Und jetzt gehen wir in die Kapelle hinüber und wollen miteinander beten! Selbst ein geistliches Gespräch ist mit jedem andern leichter zu führen als mit einem Berufsgeistlichen.

Vielleicht ist das gar nicht richtig katholisch.

Was ich vernachlässige, ist z. B. die tägliche Messe mit den paar braven Leuten, die das wollen. Lieber halte ich Abendmahlfeiern mit „Wilden“, d. h. mit solchen, die es nicht mehr gewöhnt sind oder es bei unseren offiziellen Messen nicht aushalten. Lieber feiere ich die Messe mit einem Schwerkranken oder in den Häusern. Ich laß die Kinder- und Jugendarbeit von anderen machen, ich vernachlässige die Kanzlei und Verwaltung. Finanzen und Bauten delegiere ich, sobald ich sie initiiert und im wesentlichen abgesichert habe. Ich lauf nicht jedem Kranken und Sterbenden nach. Ich glaube, daß sie auch so gerettet werden, wenn sie wollen. Früher habe ich alle Wirtshäuser abgeklappert. Das tu ich nicht mehr. Es ist nur eine kleine und nicht repräsentative Schicht, die man dort trifft. Ich laß statt der Hausbesuche die Leute (in Gruppen oder einzeln) zu mir kommen. Und es kommen tausend in einem Jahr. Ich mag auch das Wort Seelsorger nicht. Für das Volk bei uns sind wir alle Pfarrer. Das Wort sagt etwas und nichts, lassen wir es dabei. Etwas und nichts ist wahrscheinlich auch das, was wir tun und von dem wir reden*.

Hans Schwegler

„Jeder Tag ist eine neue Berufung“

1. Warum bin ich Priester?

Weil mich das Leben (und, wie ich glaube, somit auch Gott) dahin geführt hat. Mein Weg zum Priestertum ist untypisch: Berufslehre, Krankheit und interessante Berufssarbeit sind dem Gymnasium und Theologiestudium vorangegangen. An Wendepunkten haben Menschen mit Hoffnung und Glauben mir den nächsten Schritt ermöglicht. Das Theologiestudium hat mich fasziniert. Daß ich den Weg zum Priestersein vollzog, verdanke ich nicht zuletzt auch jenen Menschen, die an mich geglaubt und für mich gebetet haben.

* Mehr darüber in: F. Jantsch, Seelsorge im Aufbruch. Ein Pfarrer erzählt, Graz 1983.